

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1901)
Heft: 1

Artikel: Ceylon
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092445>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Umriss dieses ersten Stückes Europa, das viele nach jahrelanger Abwesenheit im fernen Osten zu sehen bekamen, bis dann die Südspitze Calabriens und die Ostküste Siziliens aus der Flut auftauchten und der Dampfer in die Strasse von Messina einfuhr.

Später wiederum, vom liparischen Meere aus gesehen, bildete die schneebedeckte Kuppe der Riesenpyramide einen seltsamen Kontrast zu der dem Krater entsteigenden Rauchsäule.

Red.

—*—

Ceylon.*)

Lanka- oder Singhala- (Simhala-) Dwīpa, das sagenumwobene Eiland gegenüber der Südspitze Indiens, hat seit alter Zeit die Phantasie der arischen Rasse lebhaft beschäftigt. Unsere indischen Vetter haben ihm schon vor mehr als 2000 Jahren in Vālmiki's Rāmāyana, der epischen Geschichte Rāma Chandra's, des Königssohnes von Ayōdhya, ein litterarisches Denkmal gesetzt, dessen tropisch-üppige Phantasie bis heute ihren Zauber nicht eingebüsst hat. Sieht doch der Hindu jetzt noch in der sogenannten Adamsbrücke die letzten Reste der Berge, die der Affengeneral Hānuman ins Meer geworfen hat, um den Uebergang von Rāma's Heer nach Lanka zu ermöglichen auf seinem Kriegszuge gegen Rāvana, den Fürsten der Rākshasa und Räuber seiner Gemahlin Sita. Dieser Fabel liegt wohl die Thatsache der Eroberung der Insel durch ein arisches Volk mit Hülfe der »Affen« oder Barbaren (das Sanskrit-Wort kann beides bedeuten), d. h. eines nicht-arischen südindischen Volksstammes, zu Grunde. Schon im Anfang unserer Zeitrechnung scheinen, nach Münzfunden zu urteilen, römische und später arabische Kaufleute

*) Mit Benutzung von „Ceylon“, von Emil Schmidt-Leipzig; Schall & Grund in Berlin. Dieses sehr empfehlenswerte Buch zeichnet sich gleich dem früher erschienenen Werke desselben Verfassers: „Reise in Süd-Indien“ (siehe Mitteilungen 1895 I. Heft S. 32) durch genaue Beobachtung und nüchterne, anschauliche Darstellung aus. Eine willkommene Zugabe sind 39 Lichtdruckbilder: Pflanzen, Landschaften und Rassentypen. Bei ersteren sind uns zwei irrtümliche Bezeichnungen aufgefallen. Das Bild bei S. 112 zeigt nicht den Brotfruchtbaum (*Artocarpus incisa*), sondern den Jackbaum (*Artoc. integrifolia* L.), dasjenige bei S. 196 nicht *Ficus elastica*, sondern *Ficus Bengalensis* L. (*Urotigma* Beng. Miq.).

ihren Weg nach der Zimmtinsel (Tabrobana) gefunden zu haben, und als vollends der Seeweg nach Indien entdeckt war, wurde sie das Objekt der Beutegier abendländischer Völker: Portugiesen, Holländer und Engländer. Seit 1815 ist sie englisches Kronland und hat wohl seither ihre ruhigste Zeit gehabt. Ceylon besitzt im Gegensatz zu Indien eine geschriebene Geschichte, die den buddhistischen Mönchen zu verdanken ist. Aus derselben seien an Hand des Schmidt'schen Buches einige Daten angeführt.

Das hervorragendste ceylonische Geschichtswerk ist das Mahāwansa, von Turnour vor 60 Jahren teils in Uebersetzung, teils im Auszug bekannt gemacht. Der erste Teil dieser Geschichte ist vom Mönche Mahānāma zwischen 459 und 477 n. Chr. aus alten Quellen zusammengestellt und umfasst die Zeit der ersten Dynastie, die 304 mit dem Tode des Königs Mahā Sēna abschliesst. Von andern Mönchen ist die Geschichte bis zum Ende des singhalesischen Staates durch die Besitzesergreifung der Engländer im Jahre 1815 weitergeführt. Diese Chronik schreibt die Eroberung der Insel dem ältesten Sohne des Königs Sihabahu von Lala (Larika, nach Lassen Gudscherat) zu, der wegen seines wilden, gewalthätigen Wesens des Landes verwiesen, mit 700 seiner wüsten Gesellen nach Lanka fuhr, die wilden Bewohner des Landes überwand, Anuradhapura, Upatissa, Uruwela und andere Niederlassungen gründete und nach der Heirat mit einer Königstochter von Madura die Königswürde annahm. Da er ohne legitime Söhne starb, wurde sein Bruder Pānduwasadēwa der Stammvater der singhalesischen Dynastie. Die Eroberer wandten sich nicht nach dem fruchtbaren bergigen Teil der Insel, sondern nach der ebenen wasserarmen Nordhälfte derselben, wo sie künstliche Seen für Bewässerungszwecke anlegten und die Wüste in einen Garten verwandelten. Heute sind diese alten Stauseen von teilweise sehr bedeutendem Umfange infolge jahrhundertelanger verheerender Kriege zerstört und aus der einst blühenden Landschaft sind Fiebersümpfe geworden. Als hervorragender Fürst wird Pandukabhaya genannt, der 70 Jahre regierte, die Ureinwohner mit den Eingewanderten versöhnte und Arunadha zu einer glänzenden Residenz umgestaltete. Strassenreinigung, nächtlicher Sicherheitsdienst, Leichenträger etc. wurden angeordnet, ein Hospital gebaut und den verschiedenen religiösen Sekten eigene Quartiere, Häuser und Tempel angewiesen. Unter Dēwanampiya Tissa fand der Buddhismus in Ceylon Eingang und feste Begründung durch zahlreiche Mönchs- und Nonnenklöster.

Im 3. Jahrhundert v. Chr. fingen politische Schwierigkeiten an, das friedliche Gedeihen des Landes zu beeinträchtigen, denn kurz nach dem Tode Dēwanampiya's begann ein fast 2000jähriger Kampf mit den Tamulen (aus Südindien) um den Besitz der Insel. 237—215 v. Chr. herrschten zwei Eroberer aus dem Tamillande, Sena und Guttika, die vom Neffen Tissa's getötet wurden. Dieser verlor zehn Jahre später Thron und Leben durch den Fürsten Elara von der Koromandelküste, der 44 Jahre, von 205—161 v. Chr. »mit Gerechtigkeit« regierte. Nach andern Quellen wird er ungünstig beurteilt, weil er gegen den Buddhismus sehr unsanft verfahren zu sein scheint. Elara hatte das nördliche Flachland inne, während die Könige der südlichen Provinzen ihm tributpflichtig waren. Nun flüchteten die durch die Invasion vertriebenen singhalesischen Herrscher in die Berge, wo sie in der Natur des Landes und in der Kraft der Menschen ihren starken Rückhalt fanden. Nach einiger Zeit warfen sie sich an der Spitze ihrer Hochländer auf den Feind, überwältigten ihn und gewannen das Königsland und die Hauptstadt wieder. Der Sieger Duttha Gamani (161—137 v. Chr.) ehrte die Tapferkeit seines Gegners durch ein feierliches Leichenbegängnis und durch das während vollen 2 Jahrtausenden beobachtete Gebot, dass kein König im Palankin und mit klingendem Spiel am Denkmal des Gefallenen vorüberziehen solle. Von dem von ihm mit erstaunlicher Pracht erbauten Lohapasada-Palaste zu Ehren der buddhistischen Priesterschaft, sowie von seinem am höchsten verehrten Werke, dem grossen Ruwanweli Dagoba mit Reliquien Buddha's, sind heute nur noch Ruinen zu sehen.

Wiederholte Einfälle der Tamulen wurden zurückgeschlagen, die Urbarmachung des Landes durch Errichtung neuer Bewässerungsanlagen ausgedehnt, zugleich aber ein grosser Teil des Landes der toten Hand der Klöster überliefert. Beschreibungen aus dem 7. Jahrhundert sprechen begeistert von der Grösse und Pracht der Hauptstadt: »Die goldenen Zinnen der Paläste und Tempel glitzern am Himmel, die Strassen sind mit Bogen überspannt, von denen Fahnen herabwehen; zur Seite sind die Strassen mit schwarzem, in der Mitte mit weissem Sande bestreut und rechts und links stehen Vasen mit Blumen, sowie Nischen mit lampentragenden Statuen.« Diese Angaben werden auch durch nicht-singhalesische Quellen bestätigt, z. B. durch den chinesischen Mönch und Pilger Fa Hien (414).

Mit Mahā Sēna starb 304 n. Chr. das »grosse Geschlecht« aus der Löwendynastie aus und nun folgten Könige gemischter Abkunft.

Nach und nach verschlechterten sich die Zustände zusehends. Einerseits reizte der Reichtum der Klöster die Südindier zu immer neuen Raubzügen, während der Buddhismus mit seiner Hoffnung auf das Nirwāna die Energie und die Wehrkraft des Volkes schwächte. Dazu kamen innerpolitische Schwierigkeiten, indem nach Erlöschen der »reinen« Dynastie die Thronfolge nicht mehr unbestritten blieb, sondern zum Ziel von ehrgeizigen Strebern wurde, so dass Bürgerkriege und Königsmorde, sowie Schwächung des Ansehens des Königtums unausbleiblich waren. Auch das religiöse Leben wurde durch Ausschweifung der Mönche und theologische Streitigkeiten untergraben, und es folgte, wie eine Chronik berichtet, »eine Zeit der Gottlosigkeit, in der Buddha's Gebote nicht mehr befolgt wurden.« Der Chronikschreiber betrachtet denn auch das beständige Hereinbrechen der Fremden und ihr schändliches Treiben als ein Strafgericht. »Wie ein Haus voll von Feuerflammen und Dieben, so war Ceylon um jene Zeit; jedes Dorf und Haus wurde geplündert, wie es den malabarischen Eindringlingen gefiel.« Widschaya Bahu I. trieb endlich die Tamulen zurück; aber unter den Königen, die vom 11.—13. Jahrhundert regierten, ragt besonders Parākrama Bahu I. (1164—1197) hervor. Es gelang ihm, die vielen kleinen »Königreiche« der Insel zu einem Einheitsstaate umzugestalten, der sich nach aussen Achtung zu verschaffen wusste und im Innern namentlich durch Anlage von neuen Wasserbecken, Stauteichen und Kanälen die Wohlfahrt förderte. Im Glanz der befestigten Hauptstadt Polonnaruwa spiegelte sich der Aufschwung und der rasch zunehmende Reichtum des Landes wieder. Sogar an Theatern mit Oper und Ballet fehlte es nicht! Auch der verwüsteten alten Hauptstadt Arunadhapura wurde die Fürsorge des Königs zuteil, die im Lande zerstreuten Reliquiendome wurden ausgebessert, neue gebaut und 476 Kapellen für Buddhabildnisse erstellt. Das schwierigste Werk aber, das der König mit Erfolg an die Hand nahm, war die Hebung der Spaltung unter den buddhistischen Orden und die Ausscheidung unsauberer Elemente aus dem Klerus. »Wahrlich, es scheint, als ob das Unternehmen, diese Einheit herbeizuführen, so schwer war, als ob er den Berg Mēru hätte in die Höhe heben wollen,« sagt das Mahāwansa, und wir können das leicht verstehen.

Diesem glänzenden Aufschwung folgte eine traurige Zeit des Verfalls. Der Strom der Eindringlinge liess sich in die Länge nicht aufhalten, die Hauptstadt musste immer weiter nach Süden verlegt werden, die Tamulen verwüsteten das Königsland und verwandelten

es in eine Wildnis; nur am Küstenrand des Nordens bildete sich ein tamulisches Reich mit der Hauptstadt Dschaffna. Im singhalesischen Reiche waren Aufruhr, Königsmord und Abfall der einzelnen Provinzen an der Tagesordnung, bis zuletzt der schwächliche Nachfolger Parākrama's als Schattenkönig über eine Anzahl Feudalstaaten in Kotta bei Kolombo, wohin anno 1400 die Residenz verlegt worden war, regierte. In allen Hafenplätzen der Insel hatten sich arabisch-indische Mischlinge festgesetzt und sich des ganzen Handels bemächtigt. Aber ein noch gefährlicherer Feind tauchte am Horizont auf. Nach der Entdeckung des Seeweges nach Indien hatten die Portugiesen den Handel an der Westküste in ihre Gewalt gebracht und fanden es nach Ueberwindung der dortigen Schwierigkeiten 1517 an der Zeit, ihre Hand nach der Zimmt- und Perleninsel auszustrecken. Der schwache, unentschlossene König brachte es durch sein schwankendes Verhalten dahin, dass er nicht nur die Achtung seines Volkes verlor, sondern auch in eine der Gefangenschaft nahekommende Abhängigkeit von den Portugiesen geriet. Wieder waren es die Hochländer, die sich mit zäher Energie dem Feinde entgegen warfen, ihm den Gebrauch der Feuerwaffen und die Taktik ablernten und ihm während anderthalb Jahrhunderten das Leben so sauer machten, dass der Ertrag eines schmalen Streifen Landes hinter Kolombo und Galle »mit dem Schwert in der Hand gesammelt und unter den Kanonen der Festung verschickt werden musste«. Auch hier haben sich die Portugiesen unmenschliche Greuel zu Schulden kommen lassen. Gefangene wurden den Krokodilen vorgeworfen und Weibern und Kindern wurden Arme und Beine abgehackt, um der Schmuckgegenstände schneller habhaft zu werden. Natürlich waren auch die katholischen Priester eifrig an der Arbeit. Der König Dharma Pawla Rāja trat über und mit ihm viele Vornehme von Kotta. Nach dem Rādscha Wali begannen nun die Weiber höherer und niederer Klassen mit den Portugiesen zu leben; ihre Nachkommen bilden heute noch einen nicht geringen Teil der städtischen Bevölkerung. Im Jahre 1617 wurde auch das Tamilreich im Norden den portugiesischen Besitzungen einverleibt.

Die Alleinherrschaft der Portugiesen im indischen Meere hatte eine Verschiebung der europäischen Handelsverhältnisse zur Folge, indem nun die Waren, die vordem über Egypten und Italien gegangen waren, in Lissabon ihren Stapelplatz fanden. Den rührigen Holländern gelang es, den grössten Teil dieses Handels mit den nördlichen Ländern Europa's in ihre Hand zu bekommen. Als Philipp

auch König von Portugal wurde, suchte er seine protestantischen Gegner dadurch zu schädigen, dass er ihren Handel mit Lissabon verhinderte, erreichte aber nur, dass diese die Ursprungsländer der wertvollen Gewürze aufsuchten, darunter Ceylon, wo im Jahre 1602 Joris van Spilbergen mit zwei Schiffen an der Ostküste erschien, um dem Herrscher von Kandy ein Bündnis gegen Portugal anzutragen. 1609 kam es zu einem Allianzvertrag, aber erst von 1638 an wurde der Kampf energischer geführt und endigte mit der Verdrängung der Portugiesen, die 1658 auch ihre letzte Position, Dschaffna, einbüssten. Freilich waren die Holländer nur Herren der Küste und liessen sich vom Herrscher von Kandy in hochfahrender Weise behandeln; sogar Gesandte wurden geprügelt, gefangen gesetzt oder getötet. Die Krämer waren somit auf schmale Küstenstriche beschränkt, wo sie unter den Kanonen der Festungen ihre sorgfältig gehüteten Zimmgärten anlegten. Da der komplizierte Verwaltungsapparat grosse Summen verschlang, ergab die Besetzung schliesslich statt des gehofften grossen Gewinnes ein jährlich steigendes Defizit. Die französische Revolution, die Holland verhängnisvoll wurde und dessen Aktion schwächte, gab die Veranlassung zu einer Handänderung. 1795 sandte der Gouverneur von Madras, Lord Hobart, eine Flotte mit Truppen nach Ceylon und eroberte fast ohne Schwertstreich die Festungen, zuletzt auch Kolombo, den Sitz des von den Engländern bestochenen holländischen Gouverneurs. Infolge verständnisloser Verwaltung entstand ein Aufruhr gegen die ostindische Kompagnie, der erst nach hartem Kampf und schweren Verlusten auf beiden Seiten niedergeschlagen werden konnte. Jetzt nahm England die Regierung in die Hand und sandte 1798 als ersten Gouverneur Frederic North, der durch zweckmässige Massregeln Ordnung zu schaffen verstand und dahin trachtete, die ganze Insel unter britische Hoheit zu bringen. Die ersten Versuche, die mit nicht durchweg reinlichen Mitteln unternommen wurden, schlugen fehl, und der englisch-französische Krieg brachte es mit sich, dass erst 1815 die erhaltene Schlappe wettgemacht werden konnte. In diesem Jahr wurde Kandy genommen, der König in einer indischen Festung interniert und das singhalesische Reich durch eine von den Engländern einberufene Versammlung aller Häuptlinge des Volkes der britischen Krone übergeben. Zwei Jahre nachher entstand ein durch den buddhistischen Klerus und unzufriedene Häuptlinge angestifteter Aufstand durch das ganze Land, dessen Bewältigung zehn Monate in Anspruch nahm. Seither herrscht Ruhe. So wenig man

mit der Art der Erwerbung Ceylons durch die Engländer sympathisieren mag, so sehr muss man den weiten Blick, das Geschick und die Energie bewundern, mit der sie das Land besseren Verwaltungs- und wirtschaftlichen Zuständen zuführten. Vor allem galt es, die Unzugänglichkeit des Hochlandes zu überwinden, was 1820—1831 durch eine meisterhafte Kunststrasse, zu welcher später die Eisenbahn hinzugekommen ist, geschah. Jetzt durchziehen in einer Länge von 1500 engl. Meilen treffliche Strassen 1. Klasse und fast in gleicher Ausdehnung solche 2. Klasse die Insel nach allen Richtungen. Ausserdem sind noch Wege von 600 Meilen Länge vorhanden, die im Notfall mit Wagen befahren werden können. Post- und Telegraphenwesen wurden ausgebaut und in Kolombo ein sicherer Hafen angelegt. Auch für das niedere und höhere Schulwesen ist viel geschehen, so dass von 20 Erwachsenen einer schreiben und lesen kann gegen 1 von 120 auf dem indischen Festlande. Eine andere wichtige Arbeit war die Wiederherstellung von Stauteichen in der flachen Nordhälfte der Insel, dem alten »Königslande«, wodurch das verödete Pihitti-Ratta sich wieder zu beleben beginnt und die Menge des geernteten Reises in 50 Jahren von 650,000 auf zwischen 6 bis 7 Millionen Bushels*) gestiegen ist. Der botanische Garten von Paradenia, 470 m., und die ihm zugeordneten vier Gärten zweiter Ordnung: Heneratgoda, 12 Meilen von Kolombo entfernt; Anuradhapura im nördlichen Flachlande, Badulla, 600 m., und Hakgala 1770 m. ü. M. sind für Ceylon von hervorragendem Wert. Fast alle Kulturpflanzen, deren Anbau Ceylon reich macht, haben hier ihre Proben durchgemacht, und alle diese Gärten arbeiten unermüdlich weiter in der Prüfung und Akklimatisation fremder Gewächse, um sie womöglich als Nutzpflanzen der Insel zuzuführen.

Unter den Bodenerzeugnissen Ceylons stehen neben dem Reis, der übrigens für die Bedürfnisse der stets wachsenden Bevölkerung noch nicht ausreicht, die Produkte der Cocospalme: Oel, Copra, Faser oben an. Man schätzt die Zahl dieser schönen und nützlichen Bäume auf 30 Millionen. Auf der Nordhälfte der Insel wird von den Tamulen auch die Fächerpalme angepflanzt, deren Wert hauptsächlich im Palmwein (und Zucker) liegt, und im Süden liefert die Areca-Palme einen schönen Ertrag, indem über den lokalen Bedarf hinaus 1000—1500 Centner Nüsse (sog. Betelnüsse, weil mit den Blättern der Betelrebe, *Chavica Betle*, gekaut) exportiert werden.

*) Das „Bushel“ genannte Hohlmass fasst 35,238 Liter.

Die vordem so berühmte ceylonische Zimmtproduktion ist zwar, nachdem das Monopol aufgehört hat, bedeutend in die Höhe gegangen (ca. 3 Millionen Pfund), lohnt aber der gedrückten Preise wegen kaum mehr. In neuerer Zeit haben zwei andere Kulturen grossen Einfluss auf das wirtschaftliche Leben ausgeübt: der Anbau von Kaffee und Thee.

Der von den Holländern zuerst 1690 von Java eingeführte Kaffeebaum gewann nach Erschliessung des Innern der Insel grosse Bedeutung. Von 30,000 Centner Kaffee im Jahre 1837 stieg die Ausfuhr zwischen 1868—70 auf über 1 Million Centner, so dass die Kaffeeplantagen, die mit fieberhafter Eile angelegt wurden, eine nie versiegende Goldquelle zu sein schienen, bis ein winziger Pilz, *Hemileya vastatrix*, allen diesen Hoffnungen ein Ende mit Schrecken bereitete, indem er langsam aber sicher die Pflanzungen zerstörte. Statt 275,000 Acres im Jahre 1878 waren 1893 nur noch 35,000 mit Kaffee bepflanzt und die jetzige Ausfuhr beträgt nur $\frac{1}{15}$ von der der Jahre 1868—70.

Glücklicherweise fand sich in der gegen Feuchtigkeit weniger empfindlichen, anspruchsloseren Theestaude, die von der Küste bis zu einer Höhe von 1800 m. gedeiht, ein ausreichender Ersatz. Von 23 Pfund im Jahre 1876 ist der Export von Ceylon-Thee am Ende des Jahrhunderts auf über 100 Millionen Pfund gestiegen. Auch Cacao und Cinchona (Chinarindenbaum) und Muscatnuss werden gepflanzt, doch haben diese Kulturen weit nicht die allgemeine Bedeutung des Thee's.

Die Bevölkerung Ceylons ist, wie die wechselvolle Geschichte der Insel nicht anders erwarten lässt, eine sehr gemischte. Es lassen sich drei deutlich unterschiedene Abteilungen herausheben: 1. die Weddas oder Ureinwohner, 2. die aus dem Norden eingewanderten Arier (Singhalesen), 3. die aus Südindien eingedrungenen Tamilleute drawidischer Abstammung. Daneben gibt es noch Vertreter anderer Völkerschaften wie der Census von 1891 beweist. Nach demselben verteilten sich die 3,007,789 Einwohner der Insel auf: Europäer 4678, Eurasier (Mischlinge) 21,231, Singhalesen 2,041,158, Tamulen 723,853, Indo-Araber 197,166, Malaien 10,133, Weddas 1229, Andere 8341.

Die in raschem Aussterben begriffenen Ureinwohner, die Weddas*), wären nach alten Berichten sehr zahlreich, sind aber jetzt

*) Wohl richtiger Wédar = Jäger. *Red.*

auf wenige Gruppen von Wohnplätzen in der waldigen Wildnis östlich vom Centralgebirge und zwischen den Flüssen Mahāwēli-Ganga und Arukan-Aru beschränkt. Obgleich sie sich vor Singhalesen und Tamulen scheu zurückziehen, erfreuen sie sich einer hohen Stellung in der Kastenordnung, wie schon aus der frühesten Geschichte hervorgeht. König Pandukabhaya, dem die Einführung der wichtigsten Staatseinrichtungen zugeschrieben wird, wies ihnen bestimmte Quartiere in der Hauptstadt an, bestellte einen von ihnen zum Wächter des Südthores und »an öffentlichen Festtagen sass der Monarch mit dem Yakkha- (Wedda-) Häuptling Citta auf Thronen von gleicher Höhe«. König Parākrama der Grosse liess neben den zum Kriegsdienst berufenen Edelleuten auch die Weddas zum Schutze des Staates militärisch einüben. Sie fochten, wenn auch ungerne, gegen die Holländer, noch 1817 gegen die Engländer. Trotz dieser Einordnung in das singhalesische Kastensystem ist der Verkehr des Völkchens mit der herrschenden Klasse ein sehr beschränkter; es suchte stets seine Unabhängigkeit zu bewahren. Ein Teil der Weddas lebt in schwer zugänglichen Felsen- und Dschungel-Einöden, aber auch die näher dem menschlichen Verkehr wohnenden haben sich nur wenig der singhalesischen Kultur genähert und haben für die wichtigsten Dinge des täglichen Lebens und für ihr Geräte ihre eigenen Ausdrücke. Bei der äusserst primitiven Lebensweise ist der geistige Horizont der Leute natürlich ein sehr beschränkter. Ihre Freiheit erkaufen sie durch grosse Dürftigkeit des Lebens. Wilder Yams, Brotfrucht und Baumrinde mit Honig gemischt sind die pflanzlichen, Affen, Hirsche, grosse Eidechsen und Fische die animalischen Nahrungsmittel. So tief sie aber in kultureller Beziehung stehen, so hoch stehen sie in sittlicher. Gleich ihren waldbewohnenden Verwandten auf dem indischen Festlande halten sie auf strenge Reinheit des ehelichen Lebens und zeichnen sich durch Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit sehr vorteilhaft vor ihrer »civilisierten« Umgebung aus. Freundlich unter sich, sind sie auch gegen Fremde, bei denen kein Grund zu Misstrauen vorhanden ist, gastfrei und hilfreich bei einem ruhigen, fast düsteren Ernst. Ueber die engere Familie hinaus ist die Horde die höchste politische Gesellschaftsform der Weddas; eine Gruppe von nahe verwandten Familien hat ihr bestimmtes Gebiet, in dem sie allein berechtigt ist zu jagen und Honig zu sammeln. In der Horde scheint nur ein lockerer Zusammenhang zu bestehen und nur die Alten besitzen grösseren Einfluss. Die Religion des Völkchens ist ein düsterer Dämonendienst, der die bösen Geister bei

guter Stimmung zu erhalten sucht. Auch vor den Geistern der Verstorbenen haben sie eine gewisse Furcht, so dass sie die Toten liegen lassen, wo sie gestorben sind, und ihnen einen grossen Stein auf die Brust legen, um die Seele festzuhalten. Einen grossen Schutz gegen böse Geister sehen sie im Eisen, besonders in der Pfeilspitze; der Tanz um dieselbe bildet eine ihrer bedeutendsten religiösen Ceremonien.

Die Tamulen, die bis auf den heutigen Tag in stetem Zusammenhang mit ihren Brüdern auf dem Festlande geblieben sind, gleichen diesen wie im Körperbau so auch in ihrem Charakter, ihren Sitten und Gewohnheiten, in ihren socialen Verhältnissen und religiösen Anschauungen so sehr, dass sie eigentlich wie Ceylon-fremdes Volk anzusehen sind. In dichterem Ansiedelungen bewohnen sie einen schmalen, bandförmigen Küstenstreifen, der an der Westküste etwa bis zu ihrer Mitte, an der Ostküste etwa zwei Drittel ihrer Länge weit herabreicht und der an den Hafenplätzen Battikalua, Trinkomali, besonders aber an der Nordspitze der Insel, in der Umgegend von Dschaffna dichter besiedelt ist. Hier kommen 300 Personen auf die englische Quadratmeile; die dichteste Bevölkerung der Insel findet sich im Südwesten, der Zone der grössten Niederschläge, besonders in der Umgegend von Kolombo (525 auf die Quadratmeile) und von dort zieht sich ein Streifen dichter Besiedelung, der ziemlich genau zusammenfällt mit einem Gebiet reichlicher Regen, nach Kandy hin. Stark verödet ist das dem centralen Gebirgsstock nach Norden vorgelagerte Flachland, das alte Königsland infolge der tausendjährigen Kämpfe mit den Tamulen.

Die Burghers oder Mischlinge sind hauptsächlich an der Küste, und da vor allem in den Hafenstädten zu finden, ebenso die Indoaraber, die in Kolombo ca. 21%, in Battikalua 35 und in Trinkomali 26% der ganzen Bevölkerung ausmachen. Aber auch im Innern sind sie als Ladenbesitzer, Handelsleute und Geldwechsler zu treffen und im Osten als Landbauer mit ausgedehnten Cocospflanzungen.

Ein kleiner Stamm, die Rodias (Unreinen), der sich im Innern findet und seit Langem von den Singhalesen verachtet und gemieden wird, zeichnet sich durch verhältnismässig hohen Wuchs, ebenmässigen Körperbau, feinen Schnitt der Gesichter und helle Haut aus. Bei der Beschreibung derselben wird man unwillkürlich an die Toda auf den Nilagiri erinnert und möchte fragen: wo kommen diese Leute her?

Von den Singhalesen, dem zahlreichsten Teil der Bevölkerung, kann noch jetzt die Charakteristik gelten, die John Davy 1821 in seinem Buche: *An account of the Interior of Ceylon* gegeben hat: »In äusserem Schliff und guten Manieren bleiben sie kaum hinter dem vorgeschrittensten Volke der Gegenwart zurück, in geistigen Leistungen, in Künsten und Wissenschaften stehen sie auf der Stufe des finstersten Mittelalters. Ihr Charakter ist im ganzen schwächlich, unterthänig und unentschieden; mit seinen wenigen starken Lichtern oder Schatten, mit wenig hervorragenden Tugenden oder Lastern erscheint er als eine Mischung von schwachem sittlichem Gefühl, starken natürlichen Trieben und mässiger Leidenschaftlichkeit.« Diese schwächlichen Eigenschaften treten bei den Unterland-Singhalesen, vielleicht infolge der Einwirkungen des Klimas und der mehr als 300jährigen Herrschaft der Europäer mehr hervor als bei den Bewohnern des Hochlandes, die immer sich als die Selbstbewussteren und Kräftigeren erwiesen, und ohne welche das singhalesische Reich kaum eine so lange Dauer gehabt hätte. Von ihnen sagt ein einheimisches Sprichwort: »Man nehme einen Ackersmann vom Pfluge weg und wasche ihm den Unflat ab, so ist er schon geschickt, ein Königreich zu regieren!«

Dass der Buddhismus auf die sittlichen Verhältnisse des Volkes einen tiefgreifenden Einfluss ausübe, kann nicht gerühmt werden, was im Blick auf die im allgemeinen geistig tief stehende Priesterschaft, die nicht immer mit gutem Beispiel vorangeht, erklärlich ist. Trotz des 3. buddhistischen Gebots: »Du sollst nichts Unwahres sagen« und der theoretischen Annahme, dass der Lügner zur Hölle gehe, wird munter gelogen. Auch gegen das 5. Gebot: »Du sollst dich unerlaubten geschlechtlichen Verkehrs enthalten«, wird von Mönchen und Laien schwer gesündigt. In diesen Stücken ist zwischen ihnen und den götzendienerischen Tamulen kaum ein Unterschied, nur sind letztere vielleicht noch etwas weniger zuverlässig.

Wenn auch in Ceylon die Kastenunterschiede sich eingebürgert haben, so sind sie doch, dank der Abwesenheit des brahmanischen Einflusses, nicht so schroff wie auf dem indischen Festlande. Persönliche Berührung mit Ausnahme der Rodia verunreinigt nicht wie in Indien, dagegen bestehen die Verbote des gemeinsamen Essens und des Heiratens zwischen verschiedenen Kasten mit aller Strenge. Zu neuen Gesellschaftsgliederungen haben u. a. die Ansprüche des Königs und Hofes früher den Anstoss gegeben. Wenn einer Kaste neue Aufgaben auferlegt wurden, so spaltete der Kastengeist neue

Gruppen ab. Beispielsweise gingen aus der Weberkaste die der Zimmschäler und der Musikanten und Tänzer für höfische und religiöse Feste, aus der Kaste der Palankinträger die der Henker und Abdecker hervor. In der sozialen Rangstufe stehen oben die Goiwansa (Gōwansa = Kuhgeschlecht?), die Landedelleute.*) Sie bilden den grössern Teil der singhalesischen Bevölkerung und haben wohl ihr arisches Blut am reinsten bewahrt. Aus dieser mit Lehen und Ländereien reichlich bedachten Kaste wurden alle höheren Beamten genommen, und als Gegenleistung hatten sie die Verpflichtung, Land und Königtum gegen innere und äussere Feinde zu schützen. Ihnen am nächsten stehen die Fischer (Karāwo), die als Gegenleistung für die ihnen überlassenen Ländereien Salz und Salzfische in die staatlichen Vorrathshäuser zu liefern hatten. Die im Inlande wohnenden Angehörigen dieser Kaste hatten den Reistransport in die Vorrathshäuser zu besorgen. Weitere Kasten bilden die Palmweinzieger (Tschando), die Atschāri oder Handwerker, die nach der Art ihrer Beschäftigung in eine Anzahl Unterkasten zerfallen, die Töpfer (Baddahelayo), die Barbieri, Wäscher, Zimmsammler, Zuckersieder, Kalkbrenner, Grasschneider, Weber, Palankinträger u. s. w. bis herunter zu den Wäschern für die niedrigen Kasten. Unreine, ausserhalb der Kastenordnung stehend, sind die Rodia und die Gattaru, d. h. solche, die vom König zur Strafe für schwere Vergehen ihrer Kaste für immer oder zeitweise verlustig erklärt wurden.

Die früher bestandene Sklaverei wurde 1844 von den Engländern abgeschafft. Als Sklaven, über die der Eigentümer freies Verfügungsrecht hatte, galten Kriegsgefangene, wegen Verbrechen gerichtlich Verurteilte, von den Eltern Verkaufte und solche, die sich freiwillig in die Leibeigenschaft eines andern begeben hatten.

Eine eigentümliche Sitte der Unterländer ist das Tragen eines halbkreisförmigen Kammes, durch welchen das lange Haar zurückgekämmt und zurückgehalten wird. Die Hochländer können es ohne diese Männerzier machen, dagegen sind die Frauen sehr darauf aus, sich zu schmücken, besonders seit das in der Königszeit geltende Verbot des Anlegens von Goldschmuck unter der englischen Regierung dahingefallen ist. Ebenso besteht das Verbot der zweistöckigen Häuser, der Ziegeldächer und des Kalkanstrichs der Häuser nicht mehr, so dass nun auch die Singhalesen sich häuslich besser einzurichten

*) Aehnlich den Nair in Malabar, die aber Schudras sind. *Red.*

beginnen, wenn auch die innere Ausstattung der Wohnungen noch sehr einfach ist.

Zum Schluss noch einige Bemerkungen über die für Beurteilung der socialen Zustände so wichtigen ehelichen Verhältnisse. Das Niti-Nighanduwa, eine Sammlung der altkandyschen Gesetze, sagt: »Es ist ein häufiger Gebrauch in diesem Lande, dass ein Mann zu gleicher Zeit eine Mehrzahl von Frauen hat oder dass eine Frau gleichzeitig mehrere Männer hat. Es ist auch ein häufiger Gebrauch, dass zwei oder drei Männer gemeinsam zwei oder drei Frauen haben.« Diese Eheformen sind seit 1870 gesetzlich nicht mehr gestattet. Bei der »Bini-Ehe« scheidet der Mann aus dem elterlichen Hause und siedelt in das seiner Frau über, kann aber nach Belieben des Schwiegervaters aus demselben entfernt werden; bei der »Diga-Ehe« tritt die Frau in das Haus des Mannes ein. Die mit umständlichem Ceremoniell geschlossenen Ehen, die von den Eltern ohne Einspruchsrecht der Kinder vereinbart werden, können sehr leicht wieder gelöst werden, und die Auffassung der ehelichen Treue ist eine recht laxe. So herrlich die Natur Ceylons ist, so tiefe Schatten weist das Leben seiner Bevölkerung auf, so dass wir das Wort Bischof Heber's verstehen können: »Es glänzt Natur und Leben — schlecht sind die Menschen nur.«

C. St.

Kleine Mitteilungen.

Verbandstag. Die Delegierten- und Generalversammlung des Verbandes der schweizerischen geographischen Gesellschaften ist auf die Tage vom 22. bis 24. September angesetzt. Das definitive Programm ist (Mitte August) noch nicht festgestellt; wir können daher Mitgliedern, die sich für diese Zusammenkunft interessieren, vorläufig nur folgende Anordnungen mitteilen: Sonntag den 22., abends 7 Uhr, Empfang der Gäste in der Tonhalle. Montag den 23., vormittags 8—10 Uhr, Delegiertenversammlung, 10—12 und 2¹/₂—4¹/₂ Uhr Sitzung der Hauptversammlung und Dienstag den 24. Fortsetzung derselben.

Eine **Deutsche Südpolar-Expedition** unter Leitung von Dr. v. Drygalski hat im August Kiel verlassen, soll sich nach Kerguelen begeben, wo eine magnetisch-meteorologische Station zu errichten ist, und dann die Fahrt nach Süden fortsetzen. Als Forschungsfeld gilt die indisch-atlantische Seite des Südpolargebietes; falls die Erreichung eines Südpolarlandes gelingt, ist, wenn angängig, auf demselben eine wissenschaftliche Station zu errichten und während eines Jahres zu unterhalten. Die Rückkehr soll 1903, spätestens im Frühjahr 1904 angetreten werden.